

PATRICIA
S H A W

Südland

Roman

Aus dem Englischen
von Peter Robert und Peter Pfaffinger

Knaur Taschenbuch Verlag

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel
»Valley of Lagoons« bei Headline Publishing Plc, London.
Dieser Titel erschien im Knaur Taschenbuch Verlag
bereits unter den Bandnummern 63402 und 63811.

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de**

**Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat und Sie auf der
Suche sind nach ähnlichen Büchern, schreiben Sie uns unter
Angabe des Titels »Südland« an: frauen@droemer-knaur.de**



Vollständige Taschenbuch-Neuauflage Dezember 2012
Knaur Taschenbuch

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.

© 1989 Patricia Shaw

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 1991 Schneekluth Verlag GmbH, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: © Radius Images / Corbis (Landschaft) /
FinePic®, München (Frau)

Satz: Adobe InDesign im Verlag

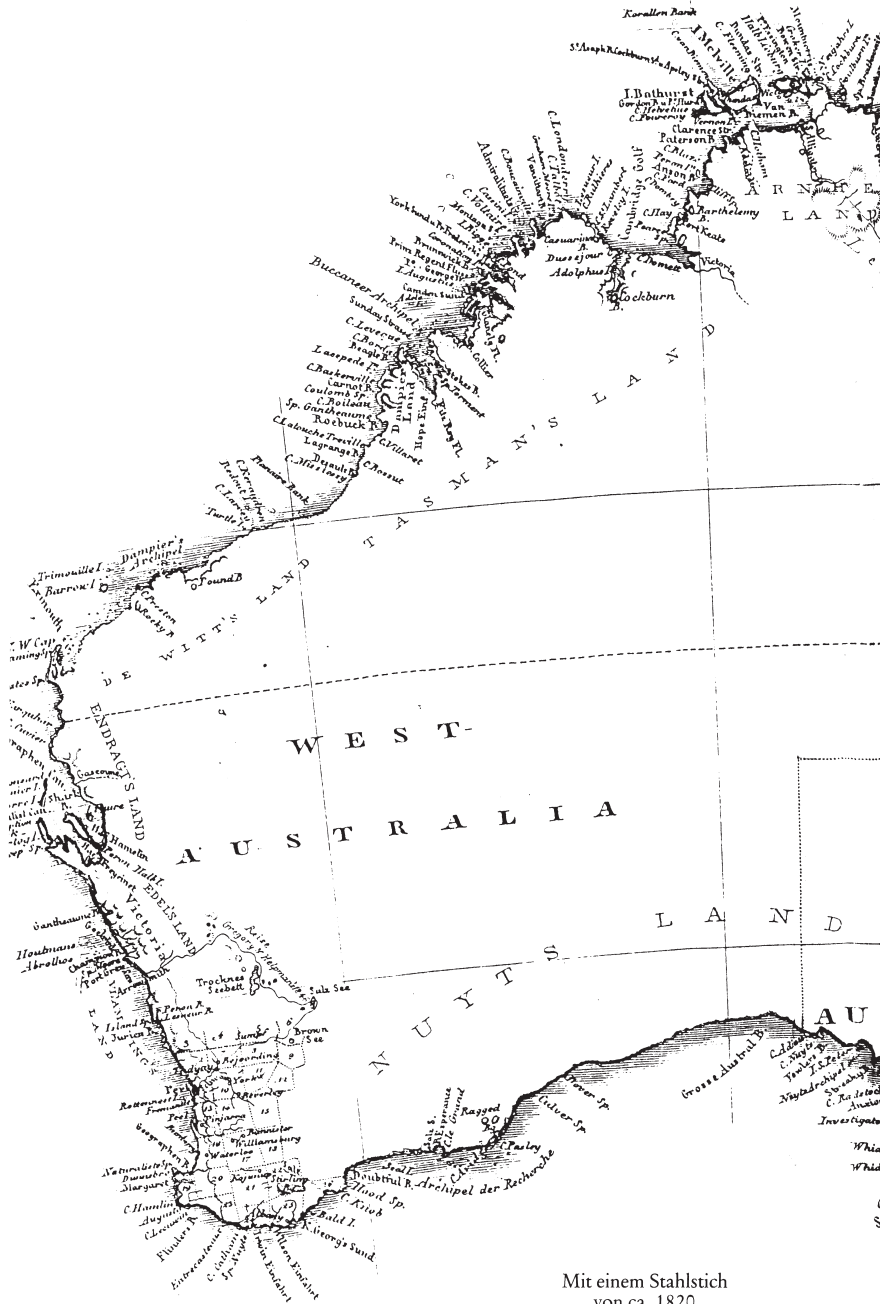
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-51253-1

Die Geschichte Australiens
liest sich nicht wie Historie,
sondern wie die wunderbarsten Lügen ...
Sie ist voller Überraschungen und Abenteuer,
voller Ungereimtheiten und Unwahrscheinlichkeiten,
aber es ist alles wahr;
es ist alles wirklich so gewesen.

Mark Twain



Mit einem Stahlstich
von ca. 1820

Inhalt

Vereinigte Staaten, 1957	9
Argentinien, 1825	33
Irland, 1825	45
England, 1825	51
Die Fahrt der »Emma Jane«	59
Sydney	99
Die Frauen	241
Das Land	267
Die Siedler	309
Die Schwarzenkriege I	419
Die Schwarzenkriege II	485
Die Schwarzenkriege III	549
Das Tal der Lagunen	629
Warunga Country	663
Koda 1958	729
Nachwort	747

VEREINIGTE
STAATEN
1957

I. KAPITEL

Eine schwarze Limousine glitt durch die VIP-Einfahrt des LaGuardia-Flughafens und wurde von den Wachposten an der zweiten Kontrollstelle durchgewinkt.

Eduardo Rivadavia beugte sich vor und tippte dem Fahrer auf die Schulter.

»Wissen Sie, wohin Sie fahren müssen?«

»Ja, Sir«, versicherte ihm der Chauffeur. »Wir sind rechtzeitig da.«

Eduardo schüttelte den Kopf und ließ sich zurücksinken. Flughäfen kamen ihm immer noch wie ein Labyrinth vor, und als er jetzt zwischen Reihen von Privatmaschinen hindurchfuhr, die ihre Nasen in die Luft streckten, fragte er sich, wie die Besitzer ihre Maschinen jemals fanden.

Er zündete sich eine Zigarre an und lehnte sich noch weiter zurück, so daß man ihn von draußen nicht sehen konnte. Er haßte diesen Wagen. Aber als argentinischer Botschafter bei den Vereinten Nationen hatte er keine andere Wahl, als sich in dieser langen, häßlichen Limousine in New York herumkutschieren zu lassen.

Wenn der Nieselregen nicht gewesen wäre, hätte er vielleicht die Gelegenheit genutzt und sich einige dieser kleinen Flugzeuge genauer angesehen. Seine Schwester Maria lag ihm die ganze Zeit in den Ohren, daß er eins kaufen sollte. Sie hatte einen Texaner geheiratet und lebte in Dallas. Da die übrige Familie in Argentinien wohnte, machte Maria sich Sorgen, daß Eduardo in New York einsam sein könnte.

Er seufzte. Jetzt, wo sein einziges Kind im Begriff war zu heiraten, würde Maria ihn um so mehr drängen, ein Flugzeug zu kaufen. Er

konnte sie nicht davon überzeugen, daß eine solche Extravaganz problematisch wäre. Bei der Wirtschaftskrise in Argentinien würde die Nachricht, daß einer ihrer Diplomaten sich ein Privatflugzeug anschaffte, geradezu eine Einladung zu Nachforschungen sein. Sie begriff nicht, daß einem Botschafter Grenzen gesetzt waren. Die Rivadavia-Unternehmen würden dieses Flugzeug kaufen, argumentierte sie; es würde die Regierung keinen Pfennig kosten. Er konnte ihr nicht klarmachen, daß die Öffentlichkeit kein Interesse an solchen Feinheiten haben würde. Die Opposition würde dafür sorgen, daß er in den Ruch der Korruption kam. Wie auch immer, er mochte lieber die großen Passagiermaschinen, und die Betriebssamkeit der Flughäfen gefiel ihm.

Maria war schon immer so gewesen: Was sie hatte, das sollten auch die anderen haben. Ihre Begeisterung für neue Spielsachen, wie Eduardo es nannte, war zum Familiengeschwätz geworden. Und da ihr Mann, Hank Wedderburn, ein Privatflugzeug besaß, würde sie der Rivadavia-Familie keine Ruhe lassen, bis auch die Verwandtschaft ein Flugzeug besaß.

Es regnete immer noch. Es war dieser öde, graue, gedämpfte Regen, der beinahe schüchtern wirkte, als hoffte er, die hochtrabenden New Yorker würden keine Notiz von ihm nehmen. Rivadavia stippte seine Zigarre aus und machte das Fenster zu.

Ich sollte glücklich sein, sagte er sich. Meine Tochter heiratet heute. Sie heiratet einen netten jungen Mann, der sich etwas aus ihr macht; einen sensiblen Burschen aus Verhältnissen, die unseren eigenen nicht unähnlich sind, aber von so weit weg! Wer hätte sich träumen lassen, daß sie einen Australier heiraten würde?

Elena hatte ihn ausgelacht.

»Daddy! Warum sagst du dauernd ›so weit weg‹. Argentinien ist auch weit weg von allem, also wo ist da der Unterschied? Und wir werden auf einer Ranch wohnen. Für mich ist das schon komisch. Ich bin von der Ranch weg, um nach New York zu gehen, und jetzt lande ich auf einer anderen Ranch.« Eine andere Ranch, hatte sie gesagt, als ob sie bloß ein Stück weiter unten an der Straße

läge. Junge Leute! Sie hatten meistens keine Ahnung, worauf sie sich einließen. Er hatte noch nicht herausbekommen, was für eine Ranch das war, außer daß sie dort auch Viehzucht betrieben. Er hatte keine Lust gehabt, ihren Bräutigam allzusehr auszuhorchen, und bis jetzt nur in Erfahrung gebracht, daß die Ranch auf keiner Karte verzeichnet und weit von einer Stadt entfernt war.

Luke MacNamara hatte ihm erzählt, das Haus sei komfortabel und Elena werde es dort gut haben, aber die Maßstäbe waren ja verschieden. Was meinte er mit gut? Seine Tochter Elena Maria Rivadavia de Figueroa war einen hohen Lebensstandard gewöhnt, wie alle Rivadavias seit Generationen; aber das Paar war so begeistert von der gemeinsamen Zukunft, daß es seine Fragen nicht ernst nehmen würde. Er wünschte, seine Frau wäre noch am Leben; jetzt hätte er sie gebraucht. Sie wäre resoluter gewesen.

Normalerweise hätte er mit den Eltern des jungen Mannes gesprochen, bevor er seine Erlaubnis gab, aber da Lukes Vater tot war und seine Mutter heute morgen aus Australien kommen sollte, hatte es keine Gelegenheit gegeben, weitere Fragen zu stellen, abgesehen von der diskreten Überprüfung seitens der argentinischen Botschaft.

Na schön. Sollten sie miteinander glücklich werden. Sollten sie doch heute alle im Glück schwimmen! Eduardo zog es vor, deprimiert zu sein. Hank und Maria waren so aufgeregt wegen der Heirat, als ob es um ihre eigene Tochter ginge. Er schätzte, daß er an diesem Tag keine Ruhe mehr finden würde.

Ostern hatten sie Luke mit nach Hause genommen, damit er die Familie kennenlernte, und Luis, Eduardos Bruder, war von seinem Wissen über Vieh beeindruckt gewesen. Das hatte Eduardo Mut gegeben. »Biete ihm einen Job an!«

»Das habe ich getan«, hatte Luis ihm erklärt, »aber er will nach Hause.«

»Was zum Teufel macht er dann in Nordamerika?«

»Seine Familie ist gar nicht so viel anders als unsere«, sagte Luis.

»Wie du wollte er in die Welt hinaus, aber jetzt erkennt er, daß er am Land hängt. Wir haben nicht alle so ein Talent wie du, so

müheles ins Geschäftsleben einzusteigen. Er ist eher so wie ich; er kommt mit dem Landleben besser zurecht.

Wir sind alle stolz auf dich, Eduardo, und dieser junge Mann hat große Achtung vor dir, aber laß ihn nach Australien gehen. Laß sie gehen. Ich glaube nicht, daß du dir um Elena Sorgen machen mußt. Wenn er in New York bleiben muß, um mit Elena leben zu können, wird er sich elend fühlen. Könntest du dir vorstellen, daß ich in New York arbeite?»

»Warum nicht? Den Job in der Handelskommission, den er hat, könntest du genauso gut erledigen. Da hat man's mit Produzenten und Abnehmern zu tun.«

Luis lachte. »Aber ich müßte dort leben – das ist das Problem. Die beiden wollen auf einer Ranch leben. Ich kann's ihnen nicht vorstellen.«

Der Chauffeur brachte Eduardo wieder in die Gegenwart zurück.

»Da ist das Flugzeug, Sir. Es landet gerade.«

Eduardo sah zu, wie das kleine Flugzeug zur Rollbahn herabschwebte und ausrollte. Hank und Maria kamen die Treppe herunter und eilten Schirme schwenkend zum Wagen herüber. Maria fiel ihm um den Hals. »Eduardo! Wie nett von dir, daß du uns abholen kommst! Das wäre nicht nötig gewesen! Du hast doch heute so viel zu tun.«

»Ich doch nicht. Ich war bloß im Weg. Also bin ich geflohen und hergefahren.«

Hank schüttelte ihm überschwenglich die Hand. »Wir wissen es trotzdem zu schätzen, Eduardo. Und wie sieht's mit der kleinen Elena und ihrer Heirat aus? Wir haben noch gar kein Geschenk für sie besorgt. Wir dachten, wir warten lieber ab und schauen mal, was sie haben wollen. Maria meint, ein Scheck könnte unhöflich sein. Andere Länder, andere Sitten. Und sie heiratet einen Australier? Wie findest du das?»

Eduardo brachte ein dünnes Lächeln zustande. »Hank hat was für Australier übrig«, sagte Maria.

»Ach ja?« erwiderte Eduardo. »Wieso?«
 Maria war überrascht. »Ich weiß nicht. Wieso, Hank?«
 Hank zuckte die Achseln. Seine Frau faßte diese Geste so auf, als wolle er damit zum Ausdruck bringen, daß es keine Rolle spielte; sie fuhr fort: »Tante Cecilia sagt, sie ist sicher, daß es in Australien vor langer Zeit einen Zweig der Rivadavia-Familie gegeben hat. Im letzten Jahrhundert, glaubt sie.«
 Ihr Bruder lächelte herablassend. »Davon habe ich noch nie etwas gehört. Aber Tante Cecilia entdeckt überall Zweige der Familie, wenn es ihr gerade paßt.«
 »Sie könnte recht haben. Man weiß nie. Aber erzähl mal, was ist mit der Heirat? Ist alles organisiert? Ich wünschte, ich hätte hier sein können, um Elena zu helfen. Also, wer kommt alles?«
 »Die üblichen Leute. Die Familie. Freunde. Seine und ihre. Luis und Isobel und ihre Kinder sind ins Waldorf gegangen und machen Ferien draus. Die Tanten sind bei Freunden in Connecticut. Die Garcias und andere aus Buenos Aires haben sich irgendwo Apartments gemietet, und Opa Batiste wohnt bei Onkel Julio auf Long Island ...«
 »Aber doch nicht ›unsere‹ Familie, Eduardo!« unterbrach Maria.
 »Die andere Seite! Ich habe gehört, daß ein Lord und eine Lady kommen!«
 »Ja, Lord und Lady Heselwood.«
 »Ich wußte gar nicht, daß es bei den Australiern Lords gibt«, sagte Hank.
 »Sie sind keine Australier, sondern Engländer. Freunde der MacNamaras. Lukes Familie.« Eduardos Stimme klang, als ob er diese Erklärung schon zu oft gegeben hätte.
 »Luke muß gute Beziehungen haben, wenn er adlige Freunde hat«, sagte Maria. Sie spürte, daß Eduardo nicht allzu begeistert von der Aussicht auf diese Heirat war. Sie schaute aus dem Fenster. »Ich liebe New York. Es ist ein so phlegmatischer Ort, nicht wahr? Alle machen mit solchem Feuereifer einen Schritt nach dem anderen.«
 Hank lachte. »Deine Schwester zeigt wirklich die merkwürdigsten

Reaktionen, Eduardo. Die meisten Leute sagen, New York ist aufregend.«

»Ach Quatsch«, rief sie. »Es ist zu berechenbar, um aufregend zu sein. Jeder, der herkommt, weiß genau, was er zu erwarten hat. Australien ist aufregend. Ich würde liebend gern nach Australien gehen. Ein Pionierland ... es muß so sein wie Nordamerika in den Wildwestfilmen; diese Weite!«

»Und kein Wasser«, sagte Hank. »Das ist der Unterschied. Unsere Pioniere hatten das Glück, gut bewässertes Land zu finden. Je weiter man in Australien nach Westen kommt, desto trockener wird es. Viele Flüsse dort fließen ins Landesinnere und versickern im Sand.«

»Flüsse können nicht ins Landesinnere fließen, Hank«, entgegnete seine Frau.

»Doch, können sie. Oder nicht, Eduardo?«

Rivadavia war neugierig. »Bist du in Australien gewesen, Hank?«

»Ja, während des Krieges.«

»Warst du schon mal in diesem Land, diesem Teil, wo Luke herkommt, Queensland? Davon habe ich noch nie gehört.«

»Da bin ich dir ausnahmsweise mal weit voraus, Eduardo«, sagte Hank. »Klar war ich da, aber das ist nichts Besonderes. Mehr als zweihunderttausend GIs und Jungs von der Luftwaffe kennen diesen Teil der Welt, schätze ich.

In Australien hat's riesige amerikanische Militärbasen gegeben, aber die meisten Soldaten war an der Küste in Townsville stationiert, einem Sprungbrett für den Krieg im Pazifik. Ich frage mich oft, wie viele von denen zurückgekommen sind. Damals gab's in dem Land massenhaft Chancen. Gibt's eigentlich immer noch.«

Eduardo fand die Unterhaltung endlich interessanter. »Was für Chancen?«

»Jede Menge, in allen Richtungen. Dort gibt es phantastisches, endloses Weideland. Die haben da drüben Rinderfarmen, Ranches, so groß wie Texas.«

Sein Schwager war sprachlos. Er war in dem Glauben aufgewach-

sen, daß in Texas alles am größten war. »Willst du mich veralbern?«

»Nein, absolut nicht. Wie groß ist diese Farm, die Ranch, die dein zukünftiger Schwiegersohn besitzt?«

»Ich wollte lieber nicht fragen.«

»Hättest du tun sollen. Macht den Australiern nichts aus. Die würden's dir erzählen, wenn ihr Großpapa Jesse James wäre. Die Hälfte von ihnen stammt von Sträflingen ab – ist ihnen egal. Sie sind sogar stolz drauf.«

»Oh mein Gott!«

Selbst Maria war entgeistert. »Luke MacNamara stammt bestimmt nicht von einem Sträfling ab.«

»Woher weißt du das?« Hank machte sich einen Spaß daraus, die beiden aufzuziehen. Er liebte sie aufrichtig; sie hatten ihn ins Herz geschlossen und ihm das Gefühl gegeben, daß er dazugehörte, etwas, was er noch nie erlebt hatte, aber für die Rivadavias war die Familie so wichtig, daß sie diese Sticheleien ernst nahmen.

Hank erinnerte sich immer noch voller Zorn an seine Heimkehr aus dem Krieg, nachdem er monatelang im Krankenhaus gelegen hatte. Er hatte seine Eltern von San Francisco aus angerufen, um ihnen zu sagen, mit welchem Bus er kommen würde; er war zwei Tage lang durchs ganze Land gefahren, zu aufgereggt, um die Magazine zu lesen, die er gekauft hatte, um die Zeit auszufüllen, und er war an der alten Bushaltestelle ausgestiegen – nach zwei Jahren endlich wieder zu Hause. Da keiner da war, um ihn abzuholen, war er zu Fuß durch die ganze Stadt gegangen. Überrascht hatte er festgestellt, daß sie ihm viel kleiner vorkam, als er sie in Erinnerung hatte. Die Haustür war abgeschlossen, aber der Schlüssel lag immer noch am alten Platz. Also ging er durch die Hintertür hinein und fand eine Nachricht auf dem Küchentisch, beschwert von der Zuckerdose, wo seine Mutter immer ihre Nachrichten hinterließ. Dort stand, daß seine Eltern ins Kino gegangen waren.

Er hatte sofort wieder gehen wollen, aber sein Bedürfnis, zu Hause zu sein, bei seiner Familie, war zu groß. Er sehnte sich danach,

ihnen zu erzählen, was er erlebt hatte. Aber als er auf den Krieg zu sprechen kam und sie sahen, wie er zu zittern begann, erklärte ihm sein Vater: »Der Krieg ist aus, Junge. Vergiß es.«

Eduardo unterbrach seine schmerzlichen Erinnerungen. »Wenn du in Townsville gewesen bist, warst du dann auch in Lukes Heimatstadt, diesem Valley of Lagoons?«

»Tal der Lagunen«, wiederholte Maria. »Das ist so ein romantischer Name. Ich liebe ihn.«

Hank schüttelte den Kopf. »Nein. Ich glaube nicht, daß es eine Stadt ist. Ich hab's auf einer Karte gesucht, aber ich konnte es nicht finden.«

»Ich auch nicht«, seufzte Eduardo. »Luke hat es mit dem Finger für mich eingekreist, aber ich kann nur schätzen. Es scheint hundert Meilen landeinwärts von Townsville zu sein, und das liegt ja an der Küste.«

»Also nicht so ganz anders als Argentinien oder Texas, was?« Hank lachte.

Eduardo machte ein finsternes Gesicht und wechselte das Thema. »Da wären wir. Schaut euch die vielen Autos auf der Straße an. Das ist heute ein Irrenhaus da drin. Fotografen, Garderobieren, Friseur, zeternde Frauen. Warum fahren wir nicht weiter und essen irgendwo zu Mittag, wo es schön ruhig ist?«

»Nein«, rief Maria. Sie fuhr beinahe aus dem Sitz hoch. »Ich muß Elena helfen. Es gibt bestimmt eine Million Dinge, die ich tun kann.« Sie hatte schon die Beine draußen, noch bevor die Limousine vor dem Hauptportal ganz zum Stehen gekommen war.

Maria und Hank fuhren nur ein paar Minuten vor der Hochzeitsgesellschaft zur Kirche. Hank war gereizt; er haßte es, zu spät zu kommen.

»Wir brauchen uns nicht zu beeilen«, sagte Maria. »Ohne die Braut können sie nicht anfangen.«

»Das ist es nicht«, beschwerte er sich. »Ich bin gern früh am Ort des Geschehens, damit ich sehen kann, wer wer ist. Jetzt schau, sie

sind alle schon drin. Wir werden beim Reingehen nur Rücken zu sehen bekommen.«

Der Platzanweiser führte sie durch den langen Gang nach vorn, während Maria die Blumen bewunderte und Hank nach bekannten Gesichtern Ausschau hielt.

»Da ist die Mutter des Bräutigams«, sagte Maria, als sie Platz nahmen, und Hank warf einen Blick zu einer attraktiven Frau mit leicht sonnengebräuntem Gesicht und blondem, weich gewelltem Haar unter einer Pillbox hinüber. Er bemerkte ihre kräftigen, geschickten Hände, als sie ihre Handschuhe und das Gebetbuch auf das schmale Bord vor ihr legte, und sah den Kontrast zu den olivbraunen, elegant manikürten Händen seiner Frau. »Wo ist ihr Mann?« flüsterte er Maria zu.

»Psst. Er ist tot! Im Krieg gefallen. Luke ist so ein hübscher junger Mann, nicht wahr?« Sie schaute zum Bräutigam hinüber, und obwohl sie nur seinen Rücken sehen konnten, nickte Hank zustimmend. Wie alle großen Männer registrierte er wohlwollend, daß dieser Bursche gute eins fünfundachtzig groß und breitschultrig, aber trotzdem schlank und schlaksig war. Es würde noch ein paar Jährchen dauern, bis er Gewicht zulegte. Er lächelte. Der Bräutigam fühlte sich offensichtlich unwohl in seiner Kleidung; er zerrte an seinem Jackett herum und zog die Krawatte gerade. Hank schaute noch einmal zu dem jungen MacNamara hinüber und versuchte, sein Gesicht zu sehen; etwas an ihm, an seiner Haltung, kam ihm bekannt vor. Was war es? Die Art, wie sich seine Schultern bewegten? Die ein wenig krumme Haltung, wie die eines Cowboys. Vielleicht erinnerte ihn das an ein paar von den Jungs daheim. Er verspürte ein sonderbares nervöses Schlingern im Magen, und der Schweiß trat ihm auf das gerötete Gesicht, seine Hände zitterten. Maria, der dies nicht entging, nahm seinen Arm. »Was ist los, Hank? Alles in Ordnung mit dir?«

»Ja, ich bin okay. Ist bloß ein bißchen heiß hier drin.«

Sie sah ihn scharf an, als er ein Taschentuch herauszog und sich das Gesicht und den Hals abtupfte.

Ich werde alt, sagte er sich, das ist mein Problem. Er stand auf, als die ersten Akkorde des Heiratsmarsches erklangen. Ganz vorn im Gang stand Elena mit ihrem Vater, in helles Licht getaucht.

Hanks beunruhigende Gedanken waren vergessen, als er sich umdrehte und sich einen Moment lang in der Schönheit dieser Frau verlor, die er von klein auf heranwachsen sehen hatte. Ihr reizendes Gesicht wurde von dem Schleier weichgezeichnet, der in einer Tüllwolke von derselben Mantille herabfiel, die Maria an ihrem Hochzeitstag getragen hatte.

»Ist sie nicht wunderschön?« sagte Maria verzückt und klammerte sich an Hank.

»Ja ja«, erwiderte er und drehte sich um, um zu sehen, wie der Bräutigam reagierte.

Luke MacNamara hatte den Kopf zur Seite gewandt, wie es jeder Bräutigam tut, um seine Braut zum erstenmal verstohlen anzusehen. Die Nervosität fiel von ihm ab, und sein Gesicht verzog sich zu einem Grinsen. Dann fiel ihm ein, daß er sich wieder zum Altar umdrehen mußte.

Er sah den großen Mann, der in der ersten Reihe stand, und dachte, daß es Hank Wedderburn sein mußte, Elenas Lieblingsonkel. Deshalb begrüßte er Hank mit einem verschwörerischen Zwinkern, ehe er wieder seine korrekte Haltung zwischen den Brautführern einnahm, mit dem Gesicht zum Priester.

Hank taumelte, als ob er einen Schlag bekommen hätte. Seine Knie gaben nach, und er griff nach der Kirchenbank, um sich festzuhalten. Seine Augen verschleierten sich. Die Braut ging mit Eduardo vorbei, und die Orgelmusik schien sich zu einem Tosen zu steigern.

»Was ist denn?« Marias Stimme war ängstlich. »Hast du irgendwas?«

»Ich fühle mich nicht besonders wohl. Ich glaube, ich gehe mal für eine Minute raus.«

»Ich komme mit.«

»Nein, du bleibst hier.« Er trat aus der Bank in den Seitengang und

versuchte den Eindruck zu erwecken, als ob es einen vernünftigen Grund für sein Gehen gäbe. Köpfe drehten sich neugierig um, als er durch eine Seitentür verschwand.

Draußen sammelte er sich, trat unter einen Baum und versuchte, eine Zigarette aus der Packung zu schütteln. Das Päckchen fiel ihm jedoch aus den zitternden Händen und landete im Gras. Dann ließ Hank Wedderburn seinen Tränen freien Lauf. Als die anderen aus der Kirche kamen, hatte er sich das Gesicht am Trinkbrunnen gewaschen und sein heiteres Ich gezwungen zurückzukommen, aber Maria sah, daß seine Augen rot waren. Seine jähe »Verwandlung« hatte ihr einen Schrecken eingejagt. Er mußte ihr versprechen, sobald wie möglich einen Arzt aufzusuchen.

2. KAPITEL

Während der Hochzeitsfeier entschloß sich Hank, etwas in einer Angelegenheit zu unternehmen, die er vierzehn Jahre lang auf sich beruhen lassen hatte.

Aber erst ein paar Wochen später, als er wieder in seinem eigenen Büro in Dallas war, rief er eine Privatdetektei an.

Am selben Nachmittag fuhr Thomas J. Clelland im renommierten Wedderburn Building mit dem Lift zu einem Termin bei Hank Wedderburn höchstpersönlich nach oben und fragte sich, worum es bei diesem Auftrag wohl gehen mochte. Um die Überprüfung eines Geschäftspartners? Kaum. Das konnte Wedderburn über seine eigenen Kontakte besser bewerkstelligen. Probleme mit seiner Frau? Unwahrscheinlich. Solche Arrangements wurden fern vom Büro getroffen. Clevere Ehefrauen standen sich gut mit den Sekretärinnen.

Hank Wedderburn war höflich. Er wünschte Ermittlungen in ei-

ner Sache von untergeordnetem Interesse. Reine Neugier. Er hatte gehört, daß Clelland im Krieg beim Nachrichtendienst der Army gewesen war.

»Darauf würde ich nicht viel geben, Mister Wedderburn. Es hört sich eindrucksvoll an, aber ich war in Neuseeland stationiert. Hatte nicht viel zu tun, außer Akten hin und her zu schieben und das Leben dort zu genießen. Damals hab ich's gehaßt, da unten festzuhängen, aber wenn ich jetzt zurückblicke, habe ich Glück gehabt.«

»Sind Sie nach Australien gekommen?«

»Nein. Auch das hab ich verpaßt.«

»Ihre Nachforschungen würden Sie nach Australien führen. Hätten Sie Zeit?«

Clelland bemühte sich, seine Aufregung zu unterdrücken. »Ja, Sir. Wenn ich Ihnen dort von Nutzen sein kann.«

»Das können Sie. Ich möchte Informationen über einen australischen Soldaten.«

Clelland wußte, daß es zu schön gewesen war, um wahr zu sein. Er konnte den Kontakt seiner Firma mit Wedderburn nicht schon beim ersten Mal gefährden, indem er dessen Zeit und Geld verschwendete. »Ich sage nur höchst ungern nein zu einer Reise nach Australien, Mister Wedderburn, aber wenn das alles ist, was Sie brauchen, dann könnten wir diese Information auch von hier aus beschaffen.«

»Das ist genau das, was ich nicht will. Es ist eine persönliche Angelegenheit. Ich möchte niemand kränken. Es geht nicht, daß jemand wie ein Elefant im Porzellanladen in den Armeeunterlagen herumstöbert. Diese Familie hat ihre eigenen Kontakte zur australischen Botschaft hier bei uns. Es wäre mir gar nicht recht, wenn jemand merkt, daß Nachforschungen über einen ihrer Leute angestellt werden. Der Mann ist tot, und er war kein Verbrecher. Mit solchen Dingen hat das nichts zu tun. Ich möchte nur, daß Sie äußerst dezent vorgehen und mir die Geschichte seines Falles bringen. Ich will nicht, daß die Angehörigen etwas davon erfahren.«

»Ist nicht leicht, ohne die Zustimmung der Angehörigen an Armeeunterlagen heranzukommen.«

»Sie werden schon einen Weg finden. Bestechen Sie jemand, wenn's sein muß. Sie brauchen nicht zu sparen. Ich lege nur größten Wert auf Diskretion.«

Er gab Clelland ein Blatt Papier, auf dem folgendes stand: JOHN PACE MACNAMARA. VALLEY OF LAGOONS. QUEENSLAND. AUSTRALIEN ..., und entschuldigte sich: »Das ist nicht viel, um damit zu arbeiten. Er ist ›im Krieg gefallen«, wie es heißt. Nach allem, was ich weiß, hätte er auch in Perth von einem Jeep überfahren worden sein können.«

»Sicher. Ich kenne einen Burschen, der mit dem Purple Heart nach Hause kam. Er ist von einem Bullen auf die Hörner genommen worden, als er eine Abkürzung über eine Farm in der Gegend von Auckland nahm.« Er warf einen Blick auf das Blatt. »Wo ist dieses Tal der Lagunen?«

»Gute Frage. Ich bin nicht ganz sicher, aber es liegt landeinwärts von Townsville, einer Stadt an der Nordküste des Staates Queensland im Osten.«

»Ah ja. Ich weiß, wo Townsville ist. Große US-Basis im Krieg, nicht wahr?«

»Genau. Ich glaube eigentlich nicht, daß sie große Schwierigkeiten haben werden, etwas über diesen Mann rauszufinden. Wenn man all diese Truppen aus dieser kleinen Stadt abgezogen hätte, wäre sie einfach wieder in aller Stille eingeschlafen, glaube ich.«

Er brachte Clelland zur Tür und verspürte dann auf einmal das Bedürfnis, mehr zu sagen. »Hören Sie, ich will nicht, daß Sie die Sache im Blindflug angehen. Ich bin kürzlich auf den Namen dieses Burschen gestoßen. Aus heiterem Himmel. Ich glaube, ich habe ihn im Krieg kennengelernt. Dieser Bursche, dieser Australier ...« Clelland starrte ihn verlegen an.

Wedderburn hatte Tränen in den Augen. »Entschuldigen Sie. Ich konnte noch nie darüber sprechen.« Er holte tief Luft. »Ich glaube, er hat mir das Leben gerettet.«

Dieser verdammte Krieg, dachte Clelland. So viele Männer waren mit schrecklichen Erinnerungen heimgekehrt, die tief in ihrem Inneren vergraben waren. Er wartete, daß Wedderburn weitersprach. Hank wußte sein Schweigen zu schätzen. »Danke. Jetzt, wo ich damit konfrontiert worden bin, muß ich es wissen, verstehen Sie. Mit seiner Familie möchte ich aber nicht darüber sprechen. Wenn ich mich irre, würde ich mich zu einem Narren machen. Wenn ich recht habe, könnte es noch schlimmer sein. Wozu all den Schmerz wieder zum Leben erwecken? Dann muß seine Frau alles ein zweitesmal durchmachen. Das ist eine Angelegenheit, zwischen mir und einem Burschen, der seit vierzehn Jahren tot ist. Es geht nicht darum, daß ich ihm etwas schulde – und ich bezahle meine Schulden gern; was mich all diese Jahre über gequält hat, ist, daß ich nicht weiß, wer dieser Mann war.«

»Ich hoffe, ich kann Ihnen helfen, Mister Wedderburn. Benötige ich Ihre Dienstakte für diese Ermittlung?«

»Nein. Bringen Sie mir alles über den verstorbenen John Pace MacNamara, was Sie können, dann weiß ich Bescheid.«

Auf dem Rückweg durch Wedderburns Büros war Clellands Herz schwer. Die Reise nach Australien war ein Abenteuer, aber Wedderburn tat ihm leid. Männer wie er trugen das Schuldgefühl wie ein Bleigewicht mit sich herum. Die Schuld bestand darin, daß ihre Kameraden gestorben waren, während sie überlebt hatten. Es überraschte ihn, daß ein selbstbewußter Mensch wie Wedderburn nicht damit leben konnte, daß so etwas im Krieg dauernd passierte.

Clelland durchquerte das Foyer, warf einen Blick auf die lange Liste der Wedderburn-Unternehmen an der Wand und trat in die Hitze des Tages hinaus.

Als er aus Australien zurückkam, lieferte Clelland seinen Bericht in Wedderburns Büro ab. Wochen vergingen, und obwohl die Rechnung ohne Reklamationen in voller Höhe beglichen wurde, hörte er nichts. Dann rief Wedderburn an. »Können wir uns auf einen Drink treffen?«

»Unter einer Bedingung«, sagte Clelland. »Sie sagen mir, ob wir Ihnen geholfen haben oder nicht.«

»Ich sag's Ihnen. Ich würde mir gern ein bißchen frische Luft um die Nase wehen lassen. Wie wär's mit Lindy's, unten am Park? Da können wir draußen sitzen.«

Hank saß bereits an einem Tisch unter den Bäumen, als Clelland kam. Da er schon einen Drink auf dem Tisch stehen hatte, holte sich Clelland einen Bourbon und brachte ihn mit. »Ich komme bewaffnet«, sagte er und schwenkte seinen Drink. »Tut mir leid, daß nur ein unscharfes Foto bei dem Bericht war, das aus einem Bataillonsmagazin stammt. Die Burschen auf dem Foto sehen für mich alle gleich aus, und ich sollte schließlich nicht zu den Angehörigen gehen.«

»Das ist schon in Ordnung, Tom. Ich brauchte kein Foto. Worauf es mir ankam, war das Timing. Haben Sie vorher schon mal was vom Kokoda Trail gehört?«

»Oh ja – das schlimme Ende des Krieges.«

»Ganz recht. Es war eine heiße, dampfende Hölle auf diesen Bergpfaden in Neuguinea. Nichts als Dschungel, und Japaner hinter jedem Busch.«

»Ja, ich erinnere mich. Die haben da oben immer um Nachschub geschrien, aber es war schwer, an sie ranzukommen. Wenn man das Zeug mit dem Fallschirm abgeworfen hätte, wäre es in irgendeiner Schlucht oder in einem Lager der Japaner gelandet. Aber ich dachte, an diesem Kampf wären nur Australier beteiligt gewesen.«

»Es gab nicht allzu viele Amerikaner in der Gegend. Wir hatten einfach das Pech, beim Losen den kürzeren zu ziehen. Gott weiß, wie wir da reingeraten sind. Wir waren grüne GIs, gerade nach Port Moresby gekommen, und gleich weiter nach Kokoda. Ich sehe immer noch diese großen, zäh aussehenden Aussies an uns vorbeimarschieren. Sie wirkten irgendwie älter als wir oder so; damals hab ich's nicht rauskriegen können. Sie hatten sich diese verschwitzten Schlapphüte tief ins Gesicht gezogen – Gesichter aus Granit – und die Ärmel hochgekremgelt, und sie sahen wie Batail-

lone von Holzfällern aus. Hat uns echt umgehauen. Sie machten einen so verflucht selbstsicheren Eindruck. Im Dschungel wimmelte es nur so von Japanern, und es gab keine richtigen Kampflinien; man kämpfte mit Bajonetten, das war ein blutiges Geschäft.«

»Man lernt nie aus«, bemerkte Clelland. »Ich hatte keine Ahnung, daß welche von unseren Jungs auf dem Kokoda Trail waren.«

»Bei Gott, das waren sie, und sie sind da auch gestorben. Aber Ihr Bericht hat mir etwas über diesen Feldzug vermittelt, was ich bis jetzt noch nicht wußte. Jetzt ist mir klar, warum ich mir neben diesen Aussies so unzulänglich vorkam. Viele von ihnen hatten schon jahrelang gekämpft. Man hatte sie gerade von Tobruk zurückgebracht, um sie gegen die Japaner einzusetzen. Sie waren die berühmten Ratten von Tobruk, und ich hatte keine Ahnung. Es waren kampfgestählte Männer; kein Wunder, daß sie älter wirkten. Jedenfalls waren unsere Offiziere auch noch grün hinter den Ohren. Sie hatten keinerlei Kampferfahrung, und wir sind in ein höllisches Schlamassel reingeraten und haben zu viele Leute verloren. Da haben sie uns rausgeholt und zu einem Ort an der Küste nicht weit von Buna geschickt. Von da aus ging's dann landeinwärts.«

»Das war bestimmt auch nicht viel besser, oder?«

»Wir hatten es immer noch mit dem stinkenden Dschungel und haufenweise Japanern zu tun, hatten aber mehr Chancen, zum Zug zu kommen. Wir konnten die Flüsse benutzen, konnten uns schneller bewegen und sehen, was sich um uns herum tat. Kokoda war kein Ort für unerfahrene Rekruten. Jedenfalls schien von da an alles gut zu gehen, bis ich eines Tages mit einer Patrouille in der Nähe des Flusses Adai war und die Japaner uns überfielen. Zwei meiner Kameraden hat's sofort erwischt, und einen von unseren Jungs haben sie auch noch geschnappt. Ich konnte ihn die ganze Nacht lang schreien hören. Ich habe mich ins Unterholz gedrückt.

Am Morgen konnte ich hören, wie die Japaner auf der Suche nach mir den Dschungel durchkämmten.« Er leerte seinen Drink und gab dem Kellner ein Zeichen. »Noch mal dasselbe. Um es kurz zu

machen, sie erwischten mich, stopften mir einen Klumpen Blätter in den Mund, fesselten mich und brachten mich zu einer Lichtung, wo sie drei Australier festgebunden hatten. Sie waren auch geknebelt, so daß wir nicht miteinander reden konnten, aber in ihrer Gesellschaft fühlte ich mich besser. Ich wollte nicht allein sterben. Sie ließen uns den ganzen Tag dort liegen, ohne Essen, ohne Wasser. An diesem Abend sofften die Japaner sich einen an, und der Gefangene, der ihnen am nächsten lag, bekam eine kleine Abreibung verpaßt. Und dann fingen zwei japanische Offiziere an, herumzuhüpfen und eine große Show mit ihren Schwertern abzuziehen. Es sah wie ein Theaterstück aus.

Als nächstes kamen sie zu uns herüber, voll bis obenhin; sie wankten und taumelten auf der Lichtung herum. Sie stellten uns auf die Beine und zogen die Knebel heraus, ließen unsere Hände jedoch hinter dem Rücken gefesselt. Dann begannen sie uns auf einem Weg von der Lichtung wegzuführen. Einer der Australier muß gewußt haben, wovon sie redeten. Ganz plötzlich trat er mit seinem Stiefel nach dem nächsten Japs und schrie, wir sollten wegrennen. Ich kann ihn immer noch hören. ›Macht, daß ihr wegkommt, verdammt noch mal. Die dreckigen Scheißkerle wollen uns abschlachten.‹

Das ließen wir uns nicht zweimal sagen. Ich sprang mit dem Kopf voran in dieses Unterholz zurück und krabbelte um mein Leben, und ich konnte sie hinter mir alle herumschreien und brüllen hören. Die Japse waren so betrunken, daß sie von unserer Flucht völlig überrascht wurden.

Da saß ich also wieder im Dschungel. Meine Hände waren immer noch auf den Rücken gefesselt. Diesmal hatte ich jedoch mehr Glück. Ich fiel in eine Mulde. Sie war voller Farnkraut, und ich robbte ganz langsam weiter und behielt den Kopf unten. Ich dachte, alles sei bestens und ich käme immer weiter von ihnen weg, aber ich muß einen Bogen geschlagen haben. Sie hatten die Australier wieder eingefangen. Ich brauchte nicht hochzuschauen, um das zu sehen. Ich konnte sie fluchen hören; die Australier überschütteten

die Japaner mit Beschimpfungen, daß mir angst und bange wurde. Ich war ganz nah bei ihnen, war aber vor Angst zu keiner Bewegung fähig. Ich konnte hören, wie die Japaner auf sie einschlugen. Schließlich war es still, und ich konnte es nicht aushalten; also hob ich den Kopf gerade so weit, daß ich sehen konnte, was da vorging.

Die Australier standen wieder in einer Reihe. Man hatte ihnen die Knöchel gefesselt und die Handgelenke vor dem Bauch zusammengebunden, und einer der Aussies fing mit dieser verrückten Krakeelerei an. »Gebt uns unsere Hüte zurück, ihr Scheißkerle. Wir müssen in Uniform sterben.« Es war total irre, aber einer der Japaner muß es verstanden haben, und es klingt verrückt, aber sie hielten große Stücke aufs Protokoll oder wie immer sie es nennen, und er schickte seine Männer los, ihre Kopfbedeckungen zu suchen. Sie haben diese gottverdammten Schlapphüte dann auch gefunden.«

Er hielt inne und trank seinen Whisky mit einem großen Schluck aus. »Das habe ich noch keinem Menschen erzählt.«

»Diesmal werden Sie's tun«, sagte Clelland, »und wenn ich Ihnen noch zehn Drinks ausgeben muß.«

»Ja ... also, sie gaben ihnen die Kopfbedeckungen zurück, und die Burschen lachten und tauschten ihre Hüte und die beleidigendsten Bemerkungen über die Japaner aus, die ihnen einfielen. Die Japaner standen direkt vor ihnen, auf allen Seiten Gewehre und Bajonette. Und ich hockte mit großen Augen da und dachte, die sind alle verrückt, als einer der Australier den Kopf drehte und so tat, als ob er seinen Hut richtig aufsetzen wollte. Eine Sekunde lang sah er mich direkt an. Er blinzelte, sagte ›Kopf runter, Kumpel‹, und fuhr bruchlos mit einer Salve von Schimpfworten fort. Seine Kameraden fielen ein, und die Japaner begannen sie wieder zu prügeln, während ich mich rückwärts davonmachte, tiefer in den Dschungel hinein.«

»Glauben Sie, die Sache mit den Hüten war nur ein Ablenkungsmanöver?«